

Biblioteca Digital Curt Nimuendaju

<http://biblio.etnolinguistica.org>

Ehrenreich, Paul. 1894. Über einige ältere Bildnisse südamerikanischer Indianer. *Globus: Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde*, vol. 66, n. 6, p. 81-90 (+ 3 p. com pranchas). Braunschweig: Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

Permalink: http://biblio.etnolinguistica.org/ehrenreich_1894_bildnisse

O material contido neste arquivo foi escaneado e disponibilizado online com o objetivo de tornar acessível uma obra de difícil acesso e de edição esgotada, não podendo ser modificado ou usado para fins comerciais. Seu único propósito é o uso individual para fins de pesquisa e aprendizado.

Possíveis dúvidas ou objeções quanto ao uso e distribuição deste material podem ser dirigidas aos responsáveis pela Biblioteca Digital Curt Nimuendaju, no seguinte endereço:

<http://biblio.etnolinguistica.org/contato>

O presente item, digitalizado por Mariana Françoza (Unicamp), foi incluído no acervo da Biblioteca Digital Curt Nimuendaju em dezembro de 2008.

GLOBUS.

Illustrierte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Vereinigt mit der Zeitschrift „Das Ausland“.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von

Richard Andree.

Sechshundsechzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1894.

Bilder mit den Kopenhagenern, über die mir Herr Bahnson Notizen und Skizzen freundlichst zur Verfügung stellte, ergibt folgendes:

1. Der im Intern. Archiv publizierte Mann (Fig. 1) mit Keule und Wurfholz (Sign. Eckhout, 1641, Brasil) ist identisch mit Fol. 95 des Zach. Wagner „Omem tapuya“.

2. Das mit gleicher Signatur versehene Bildnis einer Indianerin, die auf dem Rücken einen Korb mit einem menschlichen Fuß, in der Hand eine abgehauene Menschenhand trägt, ist identisch mit Fol. 96 d. Zach. Wagner „mulher Tapuya“. Auch der zwischen den Beinen des einen Bach überschreitenden Weibes laufende Hund findet sich auf beiden Bildern.

3. Ein mit Bogen und Pfeil bewaffneter Indianer mit weißem Hüfttuch und einem Messer im Gürtel (Sign. A. Eckhout 1643, Brasil) entspricht dem Fol. 93 „Omem brasiliano“ des Dresdener Tierbuches.

4. Indianerin mit einem Kinde auf dem Arme, auf dem Kopfe einen Korb mit Kürbis tragend (Sign. Eckhout 1641, Brasil) ist identisch mit Fol. 94 des Tierbuches „mother Brasiliana“.

5. Das Kopenhagener Tanzbild (ohne Signatur) stellt acht einen Waffentanz ausführende Männer dar, von denen zwei Wurf Bretter, alle aber Keulen und Wurfspere führen. Zwei wie Nr. 2 mit Blätterschürzen bekleidete Weiber stehen rechts in der Ecke unter einem Baume aneinander geschmiegt und sich die Nasen zuhaltend.

Dieses Bild fehlt in der Dresdener Serie. Statt seiner findet sich Fol. 103, ein Ringeltanz von neunzehn unbewaffneten Männern in einer Berglandschaft. Links ein liegender Mann und ein Feuer anzündendes Weib. Ein anderer Mann schöpft rechts Wasser aus einem Bache. Im Hintergrunde scheint ein Gefecht zwischen zwei indianischen Horden stattzufinden.

Bei aller Roheit der Zeichnung scheint das Bild doch völlig naturgetreu, wie eine Gelegenheitsskizze. Der Tanz erinnert auffallend an die Reigen der Botokuden.

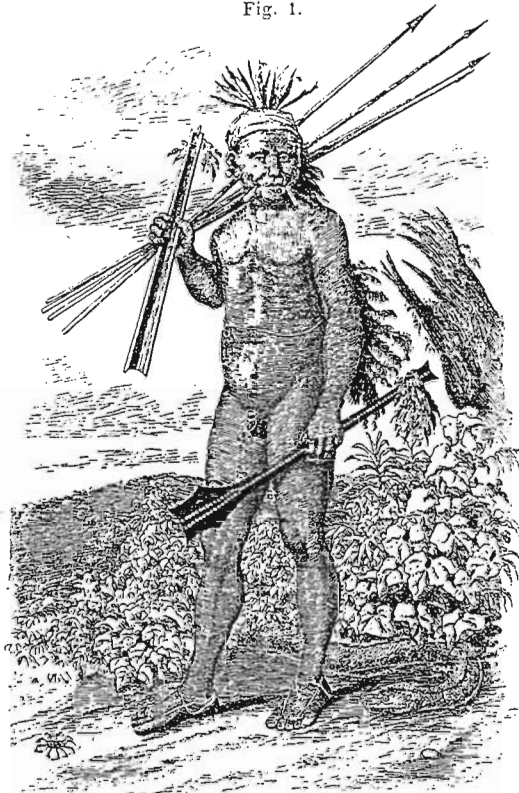
Die beiden Kopenhagener Negerporträts finden sich ebenfalls im „Tierbuche“ wieder als „Omem negro“. Auf sie, sowie die interessanten Darstellungen eines Negertanzes, eines Sklavenmarktes in Pernambuco und eines Dorfes der „Brasilenses“ (Tupi), sei hier nur aufmerksam gemacht.

Da der Autor in der Einleitung versichert, alles „aufgenaweste mit seinen „natürlichen Farben, samt behörlichen Nahmen“ abgebildet zu haben, „damit er seinen Landsleuthen auch etwas neues undt verwunderliches aufzuweisen hette“, so liegt es nahe, in seinen Bildern die Originalvorlagen für die Kopenhagener zu sehen. Hierfür spricht namentlich auch die Zeitrechnung. Wagner kehrte am 17. Juni 1641 nach Holland zurück und begab sich nach Haag, Delft, Rotterdam und Leyden, „umb in gesagten Städten dasjenige zu überantworten, was

ihm vom Grafen war mitgegeben worden, welches in Schreiben, Malereyen und Papageyen bestunde“. Seine Bilder müssen also schon vor 1641 vorhanden gewesen sein, während Kopenhagener Porträts erst in der Zeit von 1641 bis 1643 gemalt wurden.

Auf beiden Bilderreihen findet sich ein eigentümlicher Fehler im Kolorit. Die Holzspitzen der Pfeile, die wir ja noch in natura besitzen, sind nämlich, als wären es eiserne, mit blaugrauer Farbe versehen. Eine nicht minder bemerkenswerte Differenz liegt ferner darin, daß auf Eckhouts Tapuyabildern Mann und Weib beide Sandalen tragen, während bei Zach. Wagner nur der Mann mit dieser, bei südamerikanischen Stämmen so ungewöhnlichen Fußbekleidung versehen ist. Wir brauchen deshalb nicht anzunehmen, daß Wagners Bilder als die früheren allein nach dem Leben gezeichnet und von

Fig. 1.



Eckhout einfach in größerem Maßstabe reproduziert wurden. Vielmehr kann beiden dieselbe Originalskizze zu Grunde liegen, die sich vielleicht unter den vom Fürsten übergebenen „Malereyen“ befand.

Indessen ist die Frage, welche Bilderreihe hier die originale sei, ziemlich gleichgültig, sicher ist soviel, daß der von Bahnson beschriebene Mann mit dem Wurf Brett einen Tapuya aus dem Innere des nordöstlichen Brasilien darstellt und überhaupt alle hier abgebildeten Indianer der damaligen niederländischen „Interessensphäre“, also den Gebieten von Pernambuco, Rio Grande do Norte, Ceara und Maranhão angehören.

Den wenigen Jahren der holländischen Occupation jener Gegenden verdanken wir das wertvollste naturgeschichtliche Werk der damaligen Zeit, das noch anderthalb Jahrhunderte lang bis auf die Reisen des Prinzen zu Wied und Martius' die Hauptquelle für die wissenschaftliche Kenntnis des gewaltigen brasilianischen Reiches geblieben ist, nämlich

Pisonis et Marcravi de Liebstadt: *Historia naturalis Brasiliae, auspicio et beneficio Ill. J. Mauritii Com. Nassav . . . adornata. In qua non tantum plantae et animalia, sed et indigenarum morbi, ingenia et mores describuntur et iconibus supra quingentis illustrantur.* Lugd. Bat. et Amst. 1643. Fol. 3).

3) Piso begleitete den Fürsten als Leibarzt, Margraf als Naturforscher, Astronom und Geograph. Nach 6jähriger, äußerst ergebnisreicher Thätigkeit starb Margraf, während der westafrikanischen Expedition der Niederländer zu São Paulo de Loanda 1644. Sein wissenschaftlicher Nachlaß wurde von Laet in Verbindung mit Piso herausgegeben, wobei sich leider manche Versehen in der Anordnung der Beobachtungen und Einfügung der Illustrationen nicht vermeiden ließen, da Margraf seine Aufzeichnungen auf kleine Zettel und in einer ihm allein verständlichen Geheimschrift niedergelegt hatte. Ihre Entzifferung glückte zwar nach Auffindung des Schlüssels, gab aber im zoologischen und ethnologischen Teile zu mancherlei Unklarheiten Veranlassung. (Driesen a. a. O., S. 104; Lichtenstein, *Abh. d. Akad. d. Wissensch.* 1814/15 S. 201 ff.)

Spätere Autoren haben diese Bilder dann weiter verwertet und verändert, so z. B. von Nieuhof in seiner: *Gedenkwürdigen Brasiliaense Zeeen Lantreize*. Amsterd. 1682. gr. Fol. Dem Bilde der Tupi und Tapuya auf S. 218 und 224 des Werkes haben die Marcgrafschen Holzschnitte zu Grunde gelegen. Origineller, aber durch freie Erfindungen des Zeichners entstellt ist die Tafel zu S. 224: ein Tapuyer, der einen Vogel im Fluge herabschießt. Die Penisverschnürung des Mannes und die Blätterschürze der Frau ist hier gut erkennbar. Im Hintergrunde sitzen einige Frauen und Kinder beim kabbalistischen Mahle.

Von weit größerem Interesse als jene Holzschnitte sind nun die durchaus eigenartigen, noch fast ganz unbekannt gebliebenen Bilder, die sich im Besitze der königl. Bibliothek zu Berlin befinden. Sie gehören gleichfalls zu der dem Großen Kurfürsten überlassenen Sammlung und sind in dem von Driesen (a. a. O., S. 358) mitgetheilten Verzeichnis unter Nr. 14 und 15 aufgeführt:

14. „Ein großes Buch in Royal-Folio und etwas kleiner, worin alles, was in Brasilien (von Menschen, vierfüßigen Tieren, Vögeln, Gewürmen, Fischen und Bäumen, Kräutern, Blumen) zu sehen und zu finden ist, mit Miniaturenkünstlich nach dem Leben abgebildet ist, mit beigefügten Namen, Qualitäten und Eigenschaften.“

15. „Noch über (etzliche) hundert andere Indianische Schildereyen von Thieren und allerhand Sachen mit Ölfarben auf Papier so nicht zusammen gebunden.“

Die Sammlung wurde 1661 bis 1664 durch den kurfürstl. Leibarzt Christian Mentzel geordnet und bildet unter dem Titel: „*Theatrum rerum naturalium Brasiliae*“ vier große Folio-Bände mit zusammen 1460 Figuren (Driesen, a. a. O., S. 109). Dazu kommen zwei kleinere Bände ohne Titel, ebenfalls Tiere und Pflanzen in bunter Reihe enthaltend, mit eigenhändigen Bemerkungen des Fürsten.

Die Pflanzen- und die nach lebenden oder frisch erlegten Exemplaren gezeichneten Tierbilder dieser Sammlung gehören zu den hervorragendsten Leistungen der Naturalienmalerei jener Zeit, das weitaus bedeutendste naturwissenschaftliche Material, das vor Martius' Reise überhaupt aus Brasilien nach Europa gelangte. Die 200jährige portugiesische Kolonialherrschaft hat nicht annähernd etwas ähnliches zu stande gebracht.

Leider gerieten diese Schätze, wohl durch den frühen Tod Marcgrafs, gänzlich in Vergessenheit. Weder Linné, noch die späteren französischen und spanischen Naturforscher konnten dieselben bei ihren Bestimmungen zu Rate ziehen.

Es vergingen anderthalb Jahrhunderte, bis Lichtenstein die Sammlung wieder ans Tageslicht zog und in seiner Abhandlung: *Die Werke Marcgrave und Piso über die Naturgeschichte Brasiliens*, erläutert aus den

wieder aufgefundenen Originalzeichnungen (Abhandl. der kgl. Akademie der Wissensch. 1814/15, S. 201 ff.; 1816/17, S. 155 ff.; 1820/21, S. 237 ff.), speciell die Tierbilder besprach und zur Identifizierung der oft recht mangelhaften, teils auch am unrechten Orte eingefügten Holzschnitte jenes Werkes heranzog.

Später hat dann Martius die Pflanzen (im 4. Bande des *Theatrum*) in gleicher Weise erläutert (Versuch eines Kommentars über die Pflanzen in den Werken von Marcgrave und Piso über Brasilien. Abhandl. der math. phys. Klasse der königl. Akademie zu München, 7. Bd., 1855). Er hält darin Franz Post, den Sohn eines Glasmalers zu Harlem, für den Künstler und macht besonders auf zwei in der königl. Gemäldegalerie zu Schleifshaus aufbewahrte Landschaften deselben aufmerksam (Katalognummer 1511 und 1512), die in der *historia palmarum*, Tab. 84 und 85, verwertet worden sind.

Was uns hier interessiert, sind nun die von Lichtenstein wie von Martius nur beiläufig erwähnten anthropologischen Darstellungen, deren Bedeutung bisher noch niemand gerecht geworden ist.

Einige derselben sind freilich schon einmal, aber an nicht leicht mehr zugänglicher Stelle reproduziert worden, nämlich in dem: *Historisch-genealogischen Kalender auf das Gemeinjahr 1818*. Herausgegeben von der königl. Preuss. Kalender-Deputation. 12^o. Da Brasilien damals im Vordergrund des Interesses stand — die Vermählung der Prinzessin Karolina Josepha von Österreich mit Dom Pedro, dem nachmaligen ersten Kaiser von Brasilien, gab ja Veranlassung zu den

großen wissenschaftlichen Reisen von Spix und Martius, Natterer und Pohl —, so ist dem Büchelchen eine kleine, trefflich geschriebene Monographie des damals noch so wenig bekannten Reiches von Link beigegeben, die außer einer Karte mehrere älteren Werken entnommene Kupfer enthält. Zwei davon, „Ein Tapuya zum Kriege gerüstet mit seinem Weibe“ und „Bildnis eines Tapuya“, sind „nach Gemälden aus der Sammlung des Grafen Moritz von Nassau“.

Diese Bilder befinden sich also im 3. Bande des „*Theatrum rerum naturalium, quo proponuntur icones animalium ab homine ad insecta usque*“.

Leider sind in den Signaturen Mentzels grobe Versehen oder Mißverständnisse mit untergelaufen, veranlaßt durch die aus dem afrikanischen Materiale des Grafen übernommenen Bilder.

Fol. 1 trägt die Überschrift „*Principum quidam Chilensium forsan*“, mit Hinweis auf Marcgraf, p. 233.

Fol. 2. *Ejusdem qui praecedente pictus est nationis.*

Fol. 3. *Alius Chilensium regulus venationi aut bello se accingens. Marcg., ibid.*“

Diese drei Leute sind sofort als Afrikaner zu erkennen. Sie tragen lange Gewänder, rote, kegelförmige, mit Kaurimuscheln verzierte Mützen und lang herab-

Fig. 3.



hängende rote Halsketten mit Kreuzen. Auch die Waffen des Mannes auf Fol. 3 sind durchaus afrikanisch⁵⁾.

Die nächsten drei Blätter stellen ebenfalls Neger, wahrscheinlich aber nach Brasilien importierte dar; bezeichnet ist Fol. 4 als „Nigrita“, Fol. 5 „Ex nigritis alius“, Fol. 6 „Aethiops leucoticus“, das meisterhafte Porträt eines Albino.

Nun erst folgen die Indianertypen, aber gleichfalls mit äußerst zweifelhaften Signaturen.

Drei derselben tragen überhaupt keinen brasilianischen Charakter, weisen vielmehr in Tracht, Schmuck und Bewaffnung auf Völker des äußersten Südens hin.

Fol. 7. „Mulier Brasiliensis, Marcgr. Hist. Br. p. 270.“

Ein Weib mit Ohrschmuck, Halskette und Armband aus weißen Perlen, und anscheinend kurzgeschnittenem Haar, ihr Kind auf dem Rücken tragend. Um den Unterkörper ist eine bis auf die Waden herabfallende Tierhaut geschlagen. Tafel I, 1.

Auf dem Kalenderbild ist diese Figur als „Tapuyaweb“ aufgeführt. Diese Bezeichnung ist sicher ebenso willkürlich als die Mentzelsche. Der Fellbekleidung nach gehört sie offenbar demselben Stamme an, wie die folgenden zwei männlichen Bildnisse.

Fol. 8. „Tapuyarum quidam.“ Marcgr. Hist. Br. p. 270. Face-Ansicht eines Indianers in ganzer Figur, eine lange Pfeife rauchend, die er mit der Rechten hält, während die Linke sich auf die Hüfte stützt.

Den Kopf, von dem eine lange Haarlocke nach vorn über die linke Schulter herabfällt, schmückt eine heiligenscheinartige, dichte rote Federkrone. Eine weiße Perlenschnur umzieht die Stirn.

Andere Schnüre hängen über die Brust herab. Ein Fellmantel bedeckt die Schultern. Eine Schürze ist am Gürtel befestigt, die Beine endlich stecken in einer Art Mokassins. Tafel I, 2.

Fol. 9. „Tapuyarum alius venator aut miles.“ Ein nackter Mann deselben Stammes, ebenfalls in ganzer Figur, aber in Profilstellung, im Begriffe den Bogen zu spannen. Der erwähnte rote Kopfputz umgibt das Haupt diademartig, so daß der Scheitelwirbel sichtbar ist. Haarlocke und Perlkette sind auch hier sichtbar. Der Mann trägt einen braunen Gürtel und einen bis an die Waden reichenden Fellmantel, in dem ein Pfeilbündel steckt. Ob ein Köcher vorhanden ist, oder der zusammengerollte Mantelzipfel als solcher dient, ist nicht ersichtlich. An der linken Seite hängt ein Tragsack herab. Die linke Hand hält außer dem Bogen noch eine Art Stabkeule. Das Gelenk ist mit einer Schutzbinde gegen das Zurückschnellen der Sehne umwickelt. Tafel I, 3.

Diese Figur befindet sich auf dem ersten Kalenderbilde neben der Frau von Fol. 7.

Welcher Völkerschaft die drei letztgenannten Individuen angehörten, ist schwer zu sagen. Wir besitzen jedoch Anhaltspunkte.

Der Natur der Sache nach können wohl nur solche Stämme in Frage kommen, die bei Gelegenheit der Chilenischen Expedition der Niederländer (1642) besucht wurden, in erster Linie Araukanier, mit denen Herkmann, der Leiter jenes Zuges, eine Zeit lang im Bündnis stand (Driesen, a. a. O., S. 120). In der That wissen wir, daß Mäntel aus Guanacofellen von den Puelches getragen wurden (vergl. Medina, Los aborijines de Chile

⁵⁾ Es handelt sich offenbar um die Gesandten aus dem Königreich Congo, die mit reichen Geschenken im Jahre 1643 den Fürsten in Moritzstadt aufsuchten (Driesen, a. a. O., S. 122). Die von ihnen getragenen Kreuze illustrieren die Bemerkung des Barlaeus „Christianos se vulgo jactant verum tunc quum apud Christianos simulari religionem expedit“.

S. 165), daß Schnüre von polierten Muschelstückchen den Chilenen als Schmuck dienten (a. a. O., S. 171), daß in kühleren Gegenden des Landes, wie Chiloe, Beinkleider getragen wurden (a. a. O., S. 165). Auch die kurzen Pfeile und Bogen, die Stabkeule, die Tabakspfeife, der kranzförmige Federschmuck, stimmen im ganzen gut mit dem, was von der damaligen Urbevölkerung Chiles überliefert ist. Freilich entsprechen die Bilder nicht den primitiven Zeichnungen von „Chilenses“ im Marcgrafschen Werke, doch kann es sich hier um verschiedene Stämme handeln.

Mentzels Versehen, die drei ersten Bilder als „Chilenses“ zu bezeichnen, wird somit leicht erklärlich. Drei Chilenen-Porträts befanden sich eben in der Sammlung. Nachdem irrtümlicher Weise die drei Neger diese Signaturen erhalten hatten, blieb für jene nur noch die Bezeichnung „Tapuyae“ oder „Brasilienses“ übrig.

Fol. 10. „Tapuyarum mulier.“ Ein indianisches Weib mit glattgeschorenem Kopfe, bekleidet mit einem schwarzweiß gestreiften Lententuche und darüber gelegter roter Schärpe. In der rechten Hand hält sie einen Topf oder ein Cuyengefäß.

Sie entspricht genau der Dresdener oder Kopenhagener „molher Brasiliana“, ist also ein Küstentupiweib, Taf. II, 2.

Fol. 11. „Brasiliensis vir corpore coloribus infecto.“ Ziemlich undeutliches, offenbar mehrfach übermaltes Bild eines älteren Mannes, der in der Rechten einen langen Stab trägt. Durch seinen Penisstulp und die Haarschur von Stirn bis in die Schläfe erinnert er fast an die Bororo. Das Hautkolorit ist sehr dunkel gehalten. Einzelne gelbe Striche an Gesicht und Schulter, sowie zwei gelbbraune und ein schwarzer dazwischen auf dem Bauche, machen nicht den Eindruck von Körperbemalung, scheinen vielmehr zufällige Flecke. Die Deutung als Küstentupi ist mindestens sehr zweifelhaft. Eher dürfte man in ihm einen der bei Marcgraf, S. 268, aufgeführten Tapuya des unteren Rio S. Francisco sehen. Tafel II, 1.

Es folgen endlich die beiden wichtigsten Bilder mit der Aufschrift „Tapuya“ auf dem Originalblatte selbst.

Daß Fol. 12 eine weibliche Person darstellt, ist auf den ersten Blick nicht zu sehen, da die Brust durch den nach rechts auslangenden linken Arm verdeckt wird. Dagegen ist die charakteristische Schambekleidung deutlich erkennbar. Man sieht das eine Ende des Blätterbüschels, der, zwischen den Beinen durchtretend, an der Gürtelschnur befestigt ist. Die rötlichgelbbraune Hautfarbe ist in dieser Kohle und Kreidezeichnung ungemein naturgetreu wiedergegeben. Tafel III, 1.

Der Kopf zeigt die echte Tapuyafrisur. Das Gesicht ist leider unvollendet geblieben. Es entschädigt uns dafür das letzte Bild.

Fol. 13. Ein vollständig durchgearbeitetes männliches Brustbild mit der Beischrift „Tapuya“, von packender Naturwahrheit, vielleicht das getreueste aller aus älterer Zeit überlieferten Bilder. In den Ohren trägt der Mann kleine Büschel grünlicher Flaumfedern. Die tellerartige Haarfrisur entspricht ganz der der tanzenden Männer des Kopenhagener Bildes. „So ist das Haar“, sagt Bahnson (a. a. O., S. 222), „entweder ringsum bis über die Ohren oder allein auf dem vorderen Teile des Kopfes kurz geschnitten, und unter daselbe ist eine Schnur gebunden, so daß es wie eine Art Mütze aussieht, während es hinten lang herunterhängt.“ Nach der mir von Herrn Bahnson gütigst angefertigten Skizze dieses Gemäldes scheint unser Porträt der Originalentwurf für den am weitesten rechts befindlichen Tänzer, der in jeder Hand eine Keule führt, gewesen zu sein. Tafel III, 2.

Damit ist das bekannte Bildmaterial erschöpft. Vielleicht werden einmal in den Niederlanden, namentlich aber in Frankreich, weitere Reliquien jenes ruhmreichen Fürsten ans Licht gezogen werden. Unter den Papieren Moritz' von Nassau, die im Besitze des königl. niederländischen Hausarchivs sind, befinden sich nämlich die Korrespondenzen über eine im Jahre 1679 an Ludwig XIV. von Frankreich überlassene Sammlung von „Raritäten“, nämlich gegen 40 Originalgemälden. Genauere Mitteilungen hierüber verdanken wir dem Dr. José Hygino Duarte Pereira, der im Jahre 1835 die holländischen Archive durchforschte und seine Resultate in der *Revista trim. do inst. historico*, Rio 1836, vol. 49, II, p. 185 ff. niederlegte. Wir erfahren dabei unter anderem, daß sechs Maler im Dienste des Fürsten thätig waren, zu denen wohl auch Zacharias Wagner gehört haben mag. Am 14. August 1679 wurden die Bilder im Louvre ausgestellt und am 25. August vom Könige mit seinem ganzen Hofe in Augenschein genommen und aufs höchste bewundert (vergl. den Brief Paul de Millys. *Rev. trim. a. a. O.*, S. 232).

Von da ab fehlt jede Auskunft über den Verbleib der Bilder. Wenigstens konnte Dr. José Duarte im Louvre nichts darüber ermitteln.

II.

Über diese alten Tapuyahorden sind uns nun in der Litteratur jener Zeit die wertvollsten Angaben erhalten, so daß wir relativ mehr von ihnen wissen, als von den meisten, noch heute vorhandenen wilden Stämmen.

Es ist daher von einigem Interesse, unsere bildlichen Darstellungen mit den Beschreibungen der alten Autoren zu vergleichen.

Die wichtigsten Quellen sind außer dem genannten Pise-Marografschen Werke (M.) die folgenden:

1. Barlaeus, *Rerum per Octennium in Brasilia et alibi nuper gestarum, sub praefectura comitis J. Mauritii Nassoviae etc. . . . historia*. Amstel. 1647. Folio. Benutzt wurde für vorliegende Arbeit die deutsche Ausgabe: „Brasilianische Geschichte bey achtjähriger, in selbigen Landen geführter Regierung Seiner Fürstlichen Gnaden Herrn Johann Moritz, Fürstens zu Nassau.“ Cleve, gedruckt bey Tobias Silberling Im Jahr 1659, kl. 8^o (B).

2. *Relation du voyage de Roulox Baro, interprete et ambassadeur ordinaire de la compagnie des Indes d'Occident, de la part des illustr. seigneurs des Provinces unies au pays des Tapuies dans la terre ferme du Brasil. Traduit d'hollandois en françois par Pierre Moreau de Paray*. (Vergl. Driesen, a. a. O., S. 112.) Dieser Bericht bildet den zweiten Teil der: *Relations veritables et curieuses d'isle de Madagascar et du Brasil*, Paris 1651, in 4^o rel. (Leclerc, *Bibl. amer.* Nr. 1642) und ist mit wertvollen Erläuterungen und Zusätzen des Sieur Morisot versehen (R.).

3. Laet, *Historie ofte Jaerlijck Verhael van de Verrichtingen der Geoctroyeerde West-Indische Compagnie*. Leiden, Elz. 1644, Fol. (L.).

Was sich außerdem in den einschlägigen Schriften von Dapper, Vries, Nieuhof u. A. findet, ist den vorstehenden Autoren entlehnt und oft willkürlich entstellt, besonders auch in der Rechtschreibung der Namen und indianischen Wörter äußerst inkorrekt.

Was zunächst die Waffen der Tapuya anlangt, so erfahren wir über die uns in erster Linie interessierenden Stücke, Wurfbrett und Keule, bei M., S. 273 folgendes:

„Tapuyarum nationes quaedam nullis arcubus utuntur, sed sagittas suas emittunt manus jactura solummodo

imponendo ligno cuidam excavato instar tubi per medium secundum longitudinem dissecti. Cariri autem arcubus utuntur.“

Ähnlich äußert sich Morisot R., S. 264 und besonders kurz und drastisch Zach. Wagner zu Fol. 95 seines Buches: „Ihre spitzige schwere Pfeiler wissen sie sehr künstlich aus den kleinen Kripfen zu schießen nach ihrem Begehren wohin sie wollen.“ In der That könnte das rinnenförmige Kopenhagener Wurfholz kaum treffender mit etwas anderem als einer Krippe verglichen werden.

Barlaeus (B, S. 701) erwähnt merkwürdigerweise das Wurfbrett nicht, sondern nur Bogen, Pfeile, Spieß und Keulen. Er spricht jedoch von Wurfspießen, über deren ceremonielle Anwendung er eine interessante Mitteilung macht. Die Braut wird vor der Hochzeit festlich bemalt zum Könige geführt, der sie mit Tabak anbläst. „Bald hernach setzt er der Braut ein Kränzlein auf, wirft mit einem Wurfspieß daneben und weiß es künstlich zu treffen. Verletzt er die Braut, so leckt der König selbst mit seiner Zunge das Blut ab, in der Hoffnung, dadurch länger zu leben.“

Übrigens findet sich auf den Tafeln der illustrierten Ausgabe das Wurfbrett mehrfach unter den Trophäen der Vignetten abgebildet.

Da auch bei R., S. 263, Bogen erwähnt werden, so müssen wir annehmen, daß diese vollkommene Waffe damals gerade Eingang fand und vielleicht bereits die Wurfhölzer zu verdrängen begann, wie dies auch an andern Punkten des Kontinents geschehen ist. Fast überall, wo wir noch heute diese Instrumente nachweisen können, sind sie zur bloßen Sportswaffe oder Spielzeug geworden.

Betreffs der Keulen heißt es M., S. 278: „Tapuyae clavas habent ex solido ligno nigro confectas, vocant Japema (Tupiwort! s. unten) longas et latas arterius et ossiculis interdum asperatas. Manubrio autem circumvolvunt teniolas e gossypio . . . In extremitate clavae postica dependet fasciculus pennarum e cauda arara, uti et in medio parvus fasciculus adligatus est.“ Vergl. R., S. 264. Also ebenfalls eine getreue Beschreibung der Keule des Kopenhagener Museums.

In dem Kapitel VI, M.: *De vestitu et ornatu virorum et mulierum Brasiliensium* wird leider das, was den Tupi (Brasilienses) oder den Tapuya zukommt, nicht scharf genug auseinandergehalten. Insbesondere werden auch die den letzteren eigentümlichen Dinge mit Namen aus der Lingua geral bezeichnet, ein Verfahren, das ja auch noch heutzutage in der Ethnologie Brasiliens eine so heillose Verwirrung anrichtet.

Da jedoch Schmuck und Kleidung der Tupi (Brasilienses), die damals schon manche ihrer Eigentümlichkeiten aufgegeben hatten, in den ersten zehn Zeilen abgethan werden, so sind wir berechtigt, das Folgende auf die Tapuya zu beziehen. Nachdem z. B. von den Tupi gesagt wurde: „Nudis incedunt pedibus nullis calceis induti,“ kann die Bemerkung am Ende des Kapitels: „Loco calceorum nostratum e certo cortice factis utuntur“, nur die Tapuya betreffen, wenn auch Bezeichnungen in der „Lingua geral“ dabei stehen.

Solche noch jetzt in Brasilien gebrauchte Sandalen (alpargatas) zeigen auch unsere Gemälde. Ebenso finden sich die Angaben über Ohr- und Lippenschmuck der Männer bestätigt: Affenknochen stecken in den Ohrlöchern, Holzstäbchen in den Mundwinkeln, die Unterlippe ziert bisweilen ein grüner Stein (M., S. 271). Auf dem Tanzbilde trägt ein Mann die für Gësvölker charakteristischen Ohrplöcke, die, wie wir sehen werden, hier besonders bedeutsam sind.

Die alten Tapuya benutzten Federkopfschmuck verschiedenster Art. Die Männer des Kopenhagener Tanzbildes tragen das bei **M.**, S. 271, erwähnte „*funiculum e gossypio e qua postica parte aliquot pennae longae vel coeruleae propendunt*“. Bei dem Manne des Titelbildes dagegen erscheint der Kopf mit Federn beklebt: „*solent quoque cum cera seu melle silvestri certas ex avium elegantium pennas cristas capiti agglutinare*“, ein Verfahren, das noch heute im weitesten Umfange bei den Bororo ausgeübt wird. An letztere erinnert überhaupt die Haartracht der Tapuya, wie sie das Dresdener Weib und die beiden Berliner Bilder am deutlichsten zeigen.

Betreffs der Schambekleidung heisst es: „*viri membri sui genitalis fistulam in se contrahunt et involvunt ligantes taeniola quaedam*“, die beim Urinieren entfernt wird. Diese, auch bei den Patasho und Karaya vorkommende Penisverschnürung, ist am besten auf dem oben genannten Nieuhofschen Bilde erkennbar. Ihr kommt, wie wir sehen werden, in diesem Falle ethnographische Bedeutung zu.

Während die schon damals von der Kultur beleckten Frauen der Küstentupi „*jam longis indusiis vestiuntur, factis ex linteo vel gossypio*“, sind die der Tapuya weniger anspruchsvoll: *pudenda sua solummodo tegunt fasciculo herbarum aut foliorum alicujus arboris quae subinserunt chordae, qua cinguli loco se circumligant*“. Diese „schoenen, grünen, von Eva verworfenen undt von ihnen wieder aufgerafften Schürzen“ (Wagner), geben unsere Bilder aufs trefflichste wieder.

Nur das Weib auf dem Titelblatte von **M.** zeigt eine mehr idealisierte Darstellung jenes Kleidungsstückes, in Gestalt eines dem „klassischen“ sich nähernden Feigenblattes.

Zwei aus Federn gebildete Objekte, die von **M.** mit ihren Tupinamen unter der Rubrik „*Tapuyae*“ aufgeführt werden, verdienen besondere Beachtung, weil sie nach den sonstigen Nachrichten wirklich auch den Tupi des Südens (Tupinamba, Tupinikin) zukommen. Es sind dies die Federmäntel und die aus Straußenfedern hergestellten Rückenscheiben.

Von den Mänteln lesen wir bei **M.**, S. 270:

„*Pallia conficiuntur ex filis crassis gossypii instar retis nexis et cuilibet nodo innexa est penna ita ut pallium totum pennatum sit, et eodem pene modo et concinno ordine pennae sibi invicem incumbunt. Pallium autem hoc superius cucullum habet ita ut totum caput humeros et coxas ad anum usque possit tegere. Hoc pallio utuntur ornatus et necessitatis causa quia elegantissime . . . pennis rubris avis Guara contextum est.*“

Derartige, zum Regenschutze dienende Mäntel finden sich noch heute in verschiedenen Museen aufbewahrt, z. B. einer in Kopenhagen, einer im Trocadero zu Paris (wo man ihn aus Guayana herrührend bezeichnet), mehrere in Florenz, von denen neuerdings einer für das Museum für Völkerkunde zu Berlin erworben wurde.

Von Lery, wie von Hans Staden, wurden sie bei den Tupinamba gefunden und abgebildet, sollen wir sie nun auch den nördlichen Tapuya zuschreiben? Der Umhang, den das Tapuyaweib auf dem Titelbilde von **M.** trägt, scheint auf den ersten Blick ein solches Federkleid zu sein.

Ist dies wirklich der Fall, und das Bild authentisch, so dürfen wir den oben mitgeteilten Passus auf die Tapuya beziehen, und müssen daher auch diesen solche Mäntel zuschreiben. Es sind jedoch Gründe dafür vorhanden, daß der hier abgebildete Umhang nicht aus Federn, sondern aus Blättern verfertigt ist.

Roulox Baro beschreibt nämlich (a. a. O., S. 240) die merkwürdige Ceremonie einer Massenvermählung aller

heiratsfähigen jungen Leute im Dorfe des Tapuyakönigs Janduy. Die Heiratskandidaten „*attachèrent à leurs corps avec des gommés des feuilles de divers couleurs*“. Der Kommentar bemerkt dazu: „*les autres disent des plumes*“, da mit Harz angeklebte Blätter wohl zu leicht abfallen würden (a. a. O., S. 303), sagt aber schliesslich in Beziehung auf das Titelbild bei **M.**:

„*Le mesme (Marcgrave) à la première page de l'histoire naturelle du Brésil peint la femme du Tapuye affublée d'une demie mante de feuille courant la teste jusques aux oreilles — — et le sieur Moreau (der Übersetzer), consulté par moi la dessus m'assura que ce qui estoit en ceste narration estoit véritable touchant le couronnement manteaux et habits de feuilles, qui estant espoisses et fortes ne se rompoient que difficilement et qu'il en avoit veu souvent estant au Brasil.*“ Wahrscheinlich handelt es sich bei jenen Festkostümen um eine Umwicklung des Oberkörpers und der Arme mit grünen Zweigen, wie wir sie selbst bei den Tänzern der heutigen wilden Bororo und Nahuqua beobachteten. Ob dem Zeichner des Titelbildes etwas derartiges vorgeschwebt hat, steht dahin.

Immer möchte ich, trotz Morisots Bemerkung, hier einen Federmantel sehen, muß aber zugeben, daß wir noch keinen genügenden Beweis dafür haben, daß diese Mäntel von den Tapuya getragen wurden. Sicher benutzten sie die Tupi, und Marcgrafs Bemerkungen können sich recht wohl auf diese beziehen, denn Verschiebungen im Texte sind, wie oben bemerkt, in der *Historia naturalis* nichts seltenes.

Auch die über dem Rücken herabhängende Scheibe aus Straußenfedern ist als Nationalschmuck der Tupinamba bekannt, und Bahnson benutzt ihr Vorkommen auf dem Kopenhagener Bilde mit Recht als Hauptargument für seine Deutung des dargestellten Mannes als Tupi.

Warum sollen aber die nördlichen Tapuya, in deren Gebiet der Strauß recht eigentlich das Charaktertier ist, während er in der waldigen Küstenzone der Tupiheimat nur selten vorkommt, sich nicht in gleicher Weise geschmückt haben? Meldet doch auch Barlaeus (wenn wir absehen von Marcgrafs Beschreibung, S. 271): „*Der eine (der beschwörenden Zauberer) hat einen Busch von Straußenfedern auf dem Rücken hangen, welcher soweit in die runde voneinander gezogen und ausgebreitet ist, wie ein Wagenrad*“ (**B.**, S. 706).

Zu beachten ist außerdem die Verschiedenheit in der Befestigungsweise der Federscheibe. Bei den Tupinamba hängt dieselbe an Tragbändern über die rechte Schulter des Mannes herab, während unsere Tapuya sie an einer um den Leib gehenden Schnur befestigt haben.

Wir werden somit annehmen müssen, daß dieser Zierat beiden Völkergruppen zukam und vielleicht von einer der andern übermittelte wurde.

III.

Auch die Frage, welcher der vielen Tapuyanationen die abgebildeten Wilden angehörten, läßt sich an der Hand der alten Litteratur ohne Schwierigkeit beantworten.

Die Völkerschaften am Rio S. Francisco, im Territorium von Pernambuco und Alagoas, die jetzt erloschenen Gésstämme der Masakara, Gogès und Geiko sind zunächst auszuschließen, da Marcgraf ausdrücklich erklärt, von ihnen nicht reden zu wollen. Dagegen erfahren wir von **B.**, S. 693: „*Diejenigen Tapuyer, welche bey dem Fluß Rio Grande, bey Siara und bey Maragnana wohnen, über welche der Tapuyerkönig, Johann de Wy genannt, das Gebiet hat, seynd den Niederländern am besten bekannt.*“

Dieser Janduy, wie der Name richtig lautet, spielte damals in den Kämpfen gegen die Portugiesen eine wichtige Rolle und wird in allen Berichten als Freund der Holländer erwähnt, die 1634 ein formelles Bündnis mit ihm abschlossen.

Da nun auch Zacharias Wagner seinen Tapuyabildern die Bemerkung beifügt: „Ihrem König Jan de Wy sindt sie sehr unterthänig“ (a. a. O., S. 83), so können jene Darstellungen sich nur auf das Volk dieses Häuptlings beziehen.

Elias Herckmann, der 1641 eine größere Expedition in das Hinterland der Kolonie unternahm (Driesen, a. a. O., S. 112) berichtet uns über die dortigen Stämme folgendes:

„Primum pone Pernambucorum provinciam incolunt Cariri, quorum regulus est Ceriou-Keiou, secundum Caririvassu paulo ultra tendentes, quorum regulus est Carapoto, tertio Caririjou, quarto et nostris notissimi Tarairyou quorum pars a Janduy pars a Caracara regitur, qui a Rio Grande versus occidentem agunt“ (M., S. 282 ff.).

Die wertvollsten Nachrichten über das Volk des Janduy verdanken wir dem Deutschen Johann Rab (Rabbius) aus Waldeck, der vier Jahre lang als Dolmetscher unter diesen Tapuya lebte. Marcgraf giebt sie im Kapitel IV und XII seines Werkes wieder. Rab nennt (S. 279) den Janduy: „regulus eorum qui Otschucayanae dicuntur a maximo flumine quod fines eorum permeat, ut supra dicimus“. Dieses „supra“ bezieht sich auf S. 268, Kapitel IV, wo Rab die Wohnsitze der Tapuya geographisch feststellt. Zwar sind die meisten Namen nicht mehr mit den heutigen zu identifizieren, soviel nur läßt sich ersehen, daß es sich um das Hinterland der Küste zwischen Natal (Rio Grande do Norte) und Ceara handelt. Als wichtigster Fluß wird erwähnt der Warorugh (B., S. 693 Woiroguo) oder Otschunogh, wahrscheinlich der Rio Jaguaribe.

Als dem Janduy befreundet, wird genannt Pritiyaba, während die Häuptlinge Arigpoygh, Wanasewasug, Tschering und Dremmenge ihm feindlich sind.

Die Leute der letzteren als stammesverschieden von denen des Janduy und Pritiyaba zu betrachten, ist nicht absolut nötig, da unter den roheren Naturvölkern Brasiliens vielfach Horden desselben Stammes miteinander im Kriege liegen, z. B. Botokuden, Ipurina u. a.

Ausführlichere Mitteilungen giebt ferner Laet (L. S. 402):

„De Tapuyas, daer Jandovi het Hooft van was, is een natie welke gheen vaste wooninghe een heeft maer van tijdt tot tijdt verandert; de Wijven de Hutten en de Hamaeken haer mans naer dragende, worden by de andere Natien van Brasilianen, ende hare naeburige Tapuyas, ghenaeamt Tarayuck: rekenen voor haer eyghen Landt een groot gheveste, begrepen tusschen vijf Rievieren; de erste Kommende van Rio Grande naer het landt toe noemen de andere Brasilianen Wararugi en de Tapujen Ogiunon (fünf Tagereisen vom Rio Grande).“ Es folgen dann die Flüsse: Quoaouguh (von beiden Nationen so benannt), Oçioro, Upanema, Woroiguh, sowie zwei „Sautpannen“ (Salzsümpfe) Carawaretama. Wir hören ferner von zwei Gebirgen, von den Tapuya Cowouzy und Pookiciabo, von den Brasilianern (Tupi) Moytyapoa und Pepetama genannt, gelegen zwischen Guoacugh und Oçioro. Die Kopffzahl des Stammes wird mit Frauen und Kindern auf 1600 angegeben. Gemeiniglich seien sie in zwei Parteien gespalten (om beter de Kost te krijghen), deren eine von Jandovi, die andere, vorwiegend aus jungen Leuten bestehende, von Wasetya oder Beretyawa befehligt wird.

Besonders wichtig ist die nun folgende Aufzählung der mit Jandovi verbundenen Nationen (S. 403), wie sie in der „Brasilianer- (Tupi) und Tapuyasprache“ genannt werden:

1. Tap. Aciki, Br. Arykeuma; Häuptling Coctacouly.
 2. Tap. Juckeryjou, in beiden Sprachen; Häuptling Marakaou.
 3. Tap. Ocioneçiou, Br. Kereryjou; Häuptling Nonhu.
 4. Pajoke, in beiden Sprachen; Häuptling Kidoa.
 5. Aponoryjou, in beiden Sprachen; Häuptling Jarepo.
- Die beiden letztgenannten sollen dem Jandovi an Macht gleichstehen.

Die dem Jandovi feindlichen Stämme sind folgende:

1. Jemho, in beiden Sprachen; Häuptling Kischonon, bis zu dem damals noch kein Weißer vordringen war.
2. Woyana, in beiden Sprachen; Häuptling Waracawassu.
3. Caryry, in beiden Sprachen; Häuptling Kinioonkoiu.
4. Caryrywassu, in beiden Sprachen; Häuptling Carapoto.

Merkwürdigerweise werden diese nicht, wie die vorigen, „Nationen“, sondern „Gheslachten“ genannt, woraus man auf eine nähere Verwandtschaft der Tarairyou mit den Kariri (Kiriri) schließen könnte.

Indessen berechtigt uns sonst nichts zur Annahme einer näheren ethnologischen Verwandtschaft zwischen unseren Tapuya und den Kariri. Marcgraf selbst stellt sie ja, wie wir oben sahen, als bogenbewehrt den übrigen, die Pfeilschleuder benutzenden Stämmen gegenüber. Allerdings sind seine Bemerkungen etwas unklar. Der Umstand, daß die Kariri Bogen hatten, schließt ja die Anwendung des Wurf Brettes bei ihnen nicht aus, während andererseits, wie wir oben sahen, auch unseren Tapuya der Bogen nicht fremd war. Immerhin aber erscheinen letztere in einem gewissen Gegensatze zu den Kariri.

Ein wichtiger Punkt ist die Anwendung der Hängematten. Während die Kariri solche besaßen und in ihrer Anfertigung besonderes Geschick zeigten, benutzten die Tapuya des Janduy dieselben nicht oder nur ausnahmsweise: „Les Tapuies“, sagt Morisot (R., S. 273), „moins delicats que les autres Brésiliens, qui prennent leur repos dans des reths de coton, se couchent à la terre ou sous des arbres et leurs Roys dans des huttes de branchages.“

Im Widerspruche damit steht freilich Roulox' Notiz (S. 227), daß zwei Kranke in Hängematten getragen wurden (vergl. Herckmann bei M., S. 283 und das oben angeführte Citat aus Laet). Doch scheint in diesem Falle die Hängematte nur als Notbehelf zum Transporte gedient zu haben und von umwohnenden Tupi- oder Kariristämmen übernommen worden zu sein, wie wir dies ja auch von den Suya wissen, die zur Zeit der ersten Xinguexpedition diese nützliche Vorrichtung von den Bakairi entlehnt hatten. Auch die Karaya des Araguaya benutzen die „rede“ nur als Kinderwiege, während sie sonst in dieselbe eingehüllt auf dem Boden schlafen. Wir werden demnach auch den Stamm des Janduy zu den schlafnetzlosen Völkern zu zählen haben. Solche sind nun in Ostbrasilien ausschließlich die Nationen der großen Gesfamilie (Botocudos, Kayapo, Akua u. s. w.), von denen viele in ihrer nomadischen Lebensweise noch heute daselbe kulturhistorische Bild darbieten, wie jene alten Tapuya.

Agrikultur wurde, wie alle alten Beobachter hervorheben, von ihnen nur mangelhaft betrieben. Die Kultur der Maniokwurzel war ihnen unbekannt; sie bedienten sich, wie Nieuhof (a. a. O., S. 225) mitteilt, einer wild wachsenden, holzigen Art, wahrscheinlich derselben, die

auch uns während des Rückmarsches aus dem Quellgebiete des Xingu im November 1887 über den Brotbunger hinwegtäuschen mußte. Zacharias Wagners Worte: „Ihre Wohnungen sind wüst und wildt, bleiben nicht lange auf einem orth stille liegen, sondern ziehen in der Nähe hin undt wieder, suchen vor ihre hungrigen Mägen allerley fremd gewürtzel, große Schlangen undt viel wilde Vögel zu ihrer Speise“, haben noch heutzutage für die wilden Botokuden am Mucury und Rio Doce, sowie für die Shokleng (Bugres) von Santa Catharina, ihre buchstäbliche Geltung.

Eine bedeutsame Analogie findet sich auch in einer echten Gessitte, der Kraftübung im Schleppen eines schweren Baumstammes, wie sie Rab (bei M., S. 280) abbildet und beschreibt (vergl. auch B., S. 696; R., S. 220). Sie findet sich in gleicher Weise bei den Kayapo und Akuä (Chavantes). Näheres bei Martius, Ethn. Bd. 1, S. 268 und Reise Bd. 2, S. 574.

Auch die für die Gēs charakteristischen großen Ohrpföcke von Holz scheinen, wie das Kopenhagener Tanzbild beweist, bei jenen Tapuya im Gebrauch gewesen zu sein.

IV.

Wir kommen nunmehr zur wichtigsten und zugleich schwierigsten Frage: Welcher Gruppe innerhalb der so weit verbreiteten Gēs familie sind die Tarairyu oder Otschucayana ihrer Sprache nach zuzurechnen?

Das wenige, was von derselben überliefert ist, läßt sich leider nur schwer für die ethnographische Klassifikation verwerten. In ihren linguistischen Beobachtungen befehligen sich die alten Reisenden und Autoren nicht derselben Genauigkeit, mit der sie uns das Äußere, die Sitten und Gebräuche jener wilden Völker schildern, und wir müssen gestehen, daß selbst heute noch in dieser Beziehung arg gesündigt wird. Wie schon bemerkt, werden fast alle Objekte der Tapuya mit Namen aus der „Lingua geral“ aufgeführt. Wie völlig gedankenlos dies geschah, ersehen wir aus einer Bemerkung des Sieur Morisot zu einer von Roulox Baro beschriebenen „Teufelsbeschwörung“. Der Name, den die Tapuya dem bösen Geist geben, ist *houcha*, und Morisot wundert sich, dieses Wort in keiner der brasilianischen (d. h. Tupi) Wörtersammlungen (besonders denen Lerys und Marcgrafs) finden zu können, obwohl doch von vornherein die völlige Sprachverschiedenheit der Tupi und Tapuya hervorgehoben wird.

Überliefert sind aus der Sprache der letzteren fast nur Pflanzen- und Tiernamen, die noch dazu von den aus zweiter Hand schöpfenden Autoren, wie Barlaeus, Dapper und Nieuhof durch Druckfehler entstellt sind.

Marcgrafs Angaben sind natürlich die zuverlässigsten.

Es werden von ihm folgende essbaren Früchte aus dem Gebiete des Flusses Otschunogh aufgeführt (S. 268 ff.):

Kuraüra „magnitudine pomi nostratis, qui ubi sponte deciderunt tum demum edules sunt“. Jedenfalls die im Kamp wild vorkommende „fruta do lobo“ (Solanum lycocarpum), die auch von den Xingustämmen hoch geschätzt und bei den Dörfern angepflanzt wurde.

Dierada, „magnitudine globi sclopetarii plane nigricantes antequam defluant“.

Kakara, „fructus instar juglandis qui coquendus est antequam comedatur. Crudus amaricat“.

Brotliefernde Wurzeln sind außerdem *artohu* (B., S. 712), *atug*, *harag*, *hobig*, *engepug*, *packoda*, die roh genossen werden, während *eniapugh* geröstet wird; *hom-pugh* dient zum Stillen des Durstes.

Ferner ist nach M., S. 281 *titscheynos* der Name der Cuyenfrucht (*Crescentia cuete*), aus der die Zauber-

rassel gefertigt wird und *kehnturah*, die Steinchen darin.

An Tiernamen giebt der Bericht Rabs (R., S. 258) die wichtigsten im Sertão vorkommenden Bienenarten:

<i>kitshaara</i>	} mit papierartigen Nestern „toutes celles-ci ont des aiguillons“ R., also wohl sämtlich als Wespen aufzufassen, da die südamerikanischen Bienen bekanntlich stachellos sind;
<i>kitshagk</i>	
<i>heubig</i>	
<i>atshoy</i>	

dagegen:

<i>ehenhne</i>	} die eigentlichen Bienen mit bestem Honig.
<i>benatshy</i>	

In Herckmanns Bericht (M., S. 233) findet sich *carfa*, der Piranhafisch.

Unter der Schlange *manuah*, die nach B., S. 709, von den Tapuya gegessen wird, ist jedenfalls der giftige Surucucu (*Lachesis mutus*) zu verstehen, denn „sie hat am Schwanz ein spitzes Horn, mit dem sie den Menschen durchbohrt“, eine Fabel, die in Brasilien heute noch ganz allgemein geglaubt wird.

Die Klapperschlange (*Crotalus horridus*) hat nach R., S. 260, die Bezeichnung *aiugi*.

Kösetug (M., S. 282) oder *kohituh* (B.) ist der Vogel, der die schönsten Schmuckfedern liefert.

Wichtig ist der Name des von den Tapuya verehrten bösen Geistes *houcha* (R., S. 238).

Wir kennen auch den Ruf der Medizinmänner, die nach der „Teufelsbeschwörung“ aus dem Walde heraus vor das versammelte Volk treten, durch Barlaeus, der aber leider keine Übersetzung beifügt (a. a. O., S. 693): *ga, ga, ga — annes, annes, annes — ledas, ledas, ledas — hode, hode, hode — congden!* worauf die Menge mit einem lauten: *houh!* antwortet.

Außerdem besitzen wir nur geographische und Personennamen.

Von ersteren seien außer den bereits genannten noch die Seen *Bajatagh* und *Igtug* (M., S. 268) angeführt, von letzteren die bei R. mitgeteilten Namen Tapuyischer Anführer, bezw. Unterhändler:

<i>Muroti</i> , Sohn des Janduy S. 200.	<i>Paycu</i> , S. 225.
<i>Warhara</i> , S. 214.	<i>Wiawug</i> } S. 229.
<i>Waiupu</i> }	<i>Hipahu</i> }
<i>Jacuruu</i> }	<i>Wanyupu</i> , S. 237.
<i>Wariju</i> } S. 224.	<i>Warrware</i> }
<i>Preciana</i> }	<i>Pajucu</i> } S. 243.

Von den hier angeführten Wörtern läßt sich zunächst nur ein einziges in einer der nicht zur Tupigruppe gehörigen Sprachen Ostbrasilien nachweisen, nämlich: *titscheynos* oder *titscheyouh*, die Cuyenfrucht (*Crescentia cuete*), identisch mit dem *titschay* der Koropo und *totsa* der Patasho. Beide Idiome gehören der (niederer) Gēs familie an. Es ist dies insofern von Interesse, als man schon früher die Kopenhagener Indianer ihrer Penisumschnürung wegen als Patasho glaubte ansprechen zu müssen (vergl. Bahnson a. a. O., S. 223).

Andere Wörter lassen Gēs verwandtschaft wenigstens vermuten. So steckt in *kehnturah*, dem Steinchen in der Rassel, vielleicht das Kayapowort *kän*, Stein, wie auch das *ga, ga, ga* des Priesterrufes mit dem Pron. der zweiten Person *ga* „du“ des Kayapo verglichen werden darf.

Leider sind gerade die unseren Tapuya benachbarten Gēs stämme des Küstenlandes nördlich vom Rio S. Francisco am wenigsten bekannt. Wir besitzen über die Massakara, Geikö, Gogēs, außer einigen dürftigen Vokabularien (Martius, Ethn. Bd. 2, S. 144 ff.), fast gar kein Material, von den Caieté, den sogen. Orizes procazes, die

im 16. und 17. Jahrhundert in jenen Gegenden besonders gefürchtet waren, auch keinerlei sprachliche Angaben, so daß wir nicht einmal wissen, ob es Tupi oder Tapuya waren. Es läßt sich daher nicht sicher entscheiden, ob das Volk des Janduy jenen Stämmen näher verwandt war, als den Patasho und Koropo. Daß ihre materielle Kultur eine höhere Stufe erreicht hatte, als die der Patasho, kann nicht, wie Bahnson annimmt, dagegen sprechen, da wir gerade die Gês noch heutzutage auf sehr verschiedenen Graden der Entwicklung vorfinden.

Die ziemlich beträchtliche räumliche Entfernung zwischen Patasho und dem Tarairyou thut nichts zur Sache. Daß engverwandte Stämme durch mehrere Breitengrade von einander getrennt sind, ist in Südamerika nichts Ungewöhnliches.

Wir kommen somit zu dem Ergebnisse: Die Tapuya, deren Bildnisse Moritz von Nassau als die ältesten, von Künstlerhand ausgeführten Typen wilder Völker uns hinterließ, waren ein Gêsvolk, führten den Namen der Tarairyou oder Otschucayana und waren möglicherweise den Patasho oder Koropo verwandt, wenn auch keineswegs mit denselben identisch.

So dürftig dieses Resultat auch erscheinen mag, so ist es doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

einer erloschenen Völkerschaft, über die verhältnismäßig so viele Nachrichten von Augenzeugen erhalten sind, von der wir Bildnisse und sogar ethnologische Objekte besitzen, einen einigermaßen sicheren Platz innerhalb des brasilianischen Völkergewirres anweisen zu können. Gerade über die Gêsationen, deren größte noch unabhängige Horden zwischen Tocantins und Xingu ihr Wesen treiben, dürfen wir hoffen, bei der weiteren geographischen Erforschung des Landes noch wichtige Aufschlüsse zu erhalten, durch die vielleicht neues Licht auf jene alten Küstenstämme fallen wird.

Die Männer, die schon 150 Jahre vor dem Beginn der Ära wissenschaftlicher Entdeckungsreisen in so umfassender Weise die Naturgeschichte der Neuen Welt erforschten, waren ihrer Zeit vorausgeeilt. Ihre Arbeiten verfielen der Vergessenheit. Achtzig Jahre sind vergangen, seitdem das zoologische, vierzig, seitdem das botanische Material Marcgrafs aus dem Dunkel wieder hervorgezogen wurde. Erst jetzt sind wir in der Lage, auch der ethnographischen Ausbeute unseres Landmannes gerecht zu werden.

So erfüllen wir in der rechten Würdigung des wissenschaftlichen Nachlasses eines edlen deutschen Fürsten und seiner Mitarbeiter zugleich eine patriotische Pflicht.

Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika.

Von Dr. Karl Sapper. Coban.

(Mit einer Karte.)

I. Die Wortbedeutung der indianischen Ortsnamen.

Wenn Egli¹⁾ Recht hat mit seiner These, daß „die geographische Namengebung, als Ausfluß der geistigen Eigenart je eines Volkes oder einer Zeit, sowohl die Kulturstufe, als die Kulturrichtung der verschiedenen Volksherde spiegeln“, so muß es in Gegenden, wo zahlreiche verschiedene Völker neben und zwischen einander wohnen, von großem Interesse und Nutzen sein, die einheimischen Ortsnamen in ihrer sprachlichen Bedeutung zu würdigen. In wenigen Gebieten auf der Erde sind so viele, zum Teil stammverwandte, zum Teil aber auch stammfremde Völkerschaften auf engem Raume zusammengedrängt, wie im nördlichen Mittelamerika²⁾, und es ist daher von einer genauen Durchmusterung der geographischen Namen mancher Aufschluß über Kultur und Geistesrichtung der verschiedenen Völkerschaften zu erwarten. Leider ist aber bei dem gegenwärtigen Stand unserer Sprachkenntnisse an eine wortgetreue Übersetzung aller indianischen Namen noch nicht genügend zu denken; nur für Erklärung der aztekischen Ortsnamen sind genügende philologische Hilfsmittel vorhanden, die mir aber hier, fern von jeglicher Bibliothek, nicht zugänglich sind; für die übrigen Indianersprachen sind aber die Hilfsmittel durchaus ungenügend, so daß jeder Versuch der geographischen Namenerklärung lückenhaft bleiben muß.

¹⁾ J. J. Egli, Der Völkergeist in den geographischen Namen. „Ausland“ 1893, Nr. 30 bis 38.

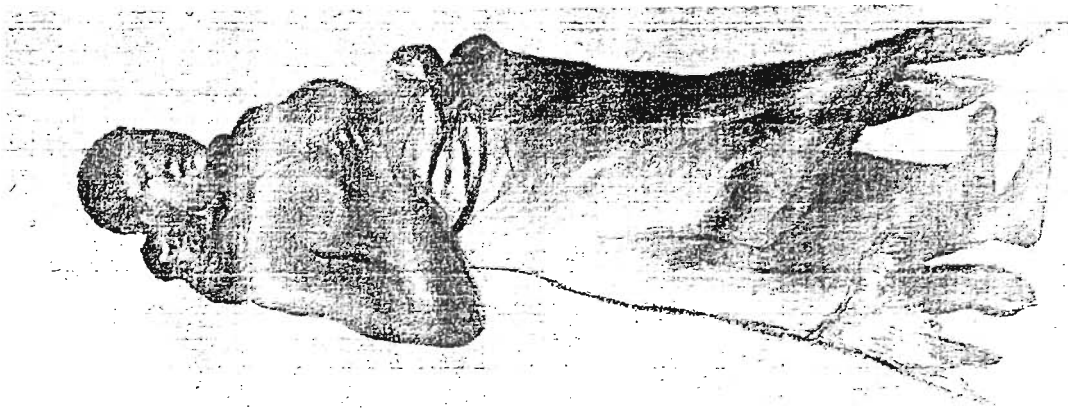
²⁾ Vergl. über die ethnographischen Verhältnisse des nördlichen Mittelamerika: M. Orozco y Berra, Geografía de las lenguas y carta etnográfica de Mexico (Mexiko 1884), ferner Otto Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala (Zürich 1884), und K. Sapper, Beiträge zur Ethnographie der Republik Guatemala (Petermanns Mitteilungen, 39. Band 1893, S. 1 ff.), sowie die Sprachenkarte von Mittelamerika in Berghaus' physikalischem Atlas, Blatt 74.

Wenn ich daher den Versuch mache, aus der Zahl der indianischen Ortsbezeichnungen des nördlichen Mittelamerika diejenigen auszuwählen, deren Bedeutung mir bekannt ist und daraus auf den geistigen Zug zu schließen, der sich in der geographischen Namengebung verkörpert hat, so ist von vornherein klar, daß dieser Versuch nur einen ungefähren Überblick über die Frage zu geben vermag, während eine erschöpfende Behandlung des Themas zur Zeit überhaupt noch nicht möglich ist.

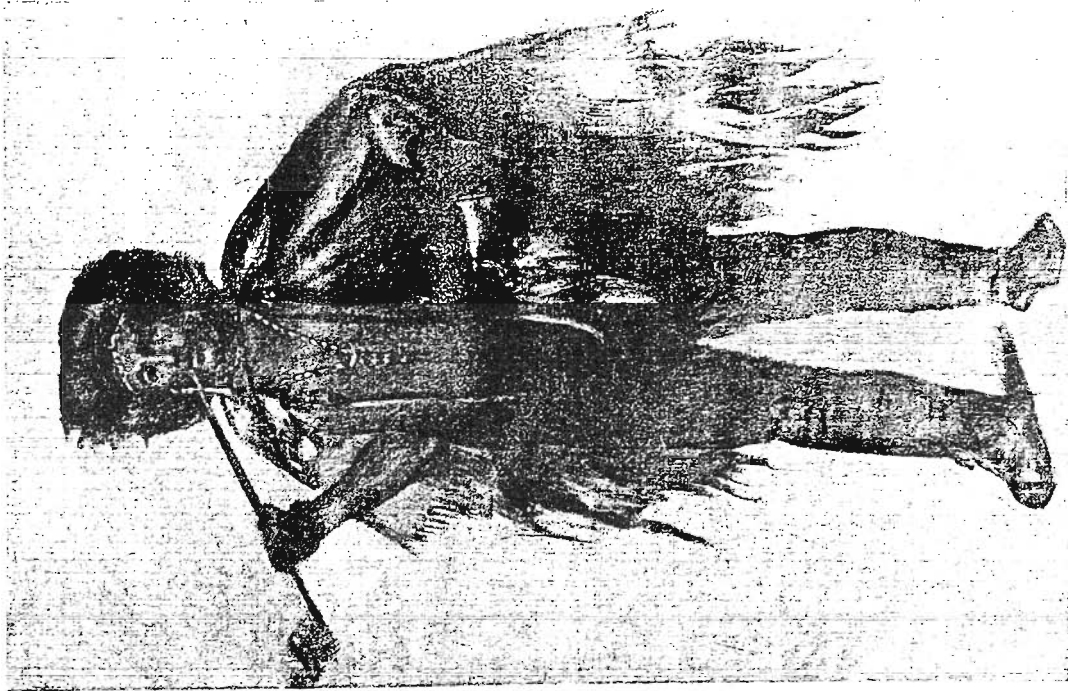
Auf die spanischen und die wenig zahlreichen englischen Ortsbezeichnungen brauche ich hier nicht einzugehen, da sie als neu aufgepfropftes Reis der geographischen Nomenklatur kein tieferes Interesse erwecken und zudem in ihrem Allgemeincharakter nicht wesentlich von der bekannten, in andern spanischen und britischen Kolonialländern üblichen Weise abweichen. Auch auf die spärlichen einheimischen Ortsnamen im Gebiete der Chiapaneken (in Chiapas) und der Xinca-Indianer (in Guatemala) kann ich aus Mangel an Vorarbeiten oder sprachlichen Hilfsmitteln hier nicht eingehen. Karaibische Ortsnamen sind mir überhaupt nicht bekannt geworden. Es bleiben also für die Besprechung hauptsächlich die Ortsnamen von drei verschiedenen Völkernfamilien: den Mayavölkern, der aztekischen Völkergruppe und der Mixegruppe. Von den beiden letzteren Gruppen kommen je nur Dialekte einer einzigen Sprache in Betracht, das Aztekische (einschließlich der Pipilsprache) und das Zoque. Von der Mayavölkerfamilie wohnen dagegen sehr zahlreiche Glieder im nördlichen Mittelamerika, und zwar sind es — mit Ausnahme der Hua-steken — sämtliche bekannten Stämme dieser Familie; es sind dies die reinen Mayas von Yukatan und Peten, ferner die Stämme der Cholgruppe (Chontal, Chol und Chorti), der Tzentlgruppe (Tzotzil, Tzentl, Chaneabal, Chiye), der Mamegruppe (Mame, Jacalteca, Ixil, Aguacateca), der Quichégruppe (Quiché, Cakchiquel, Tzutuhil und Uspanteka) und der Pokomgruppe (Kekchi, Pokon-

Tafel I.

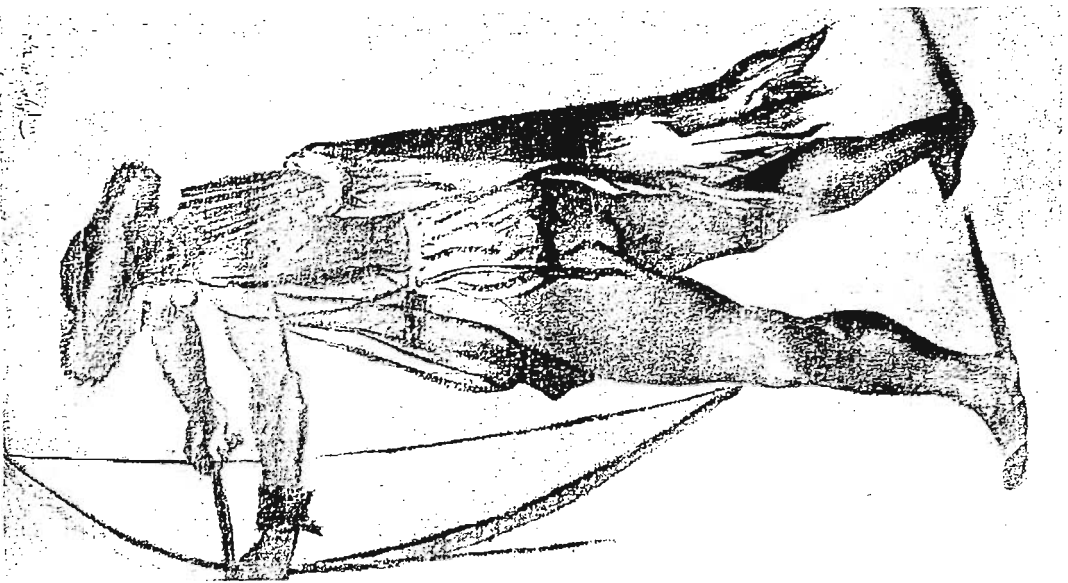
1.



2.

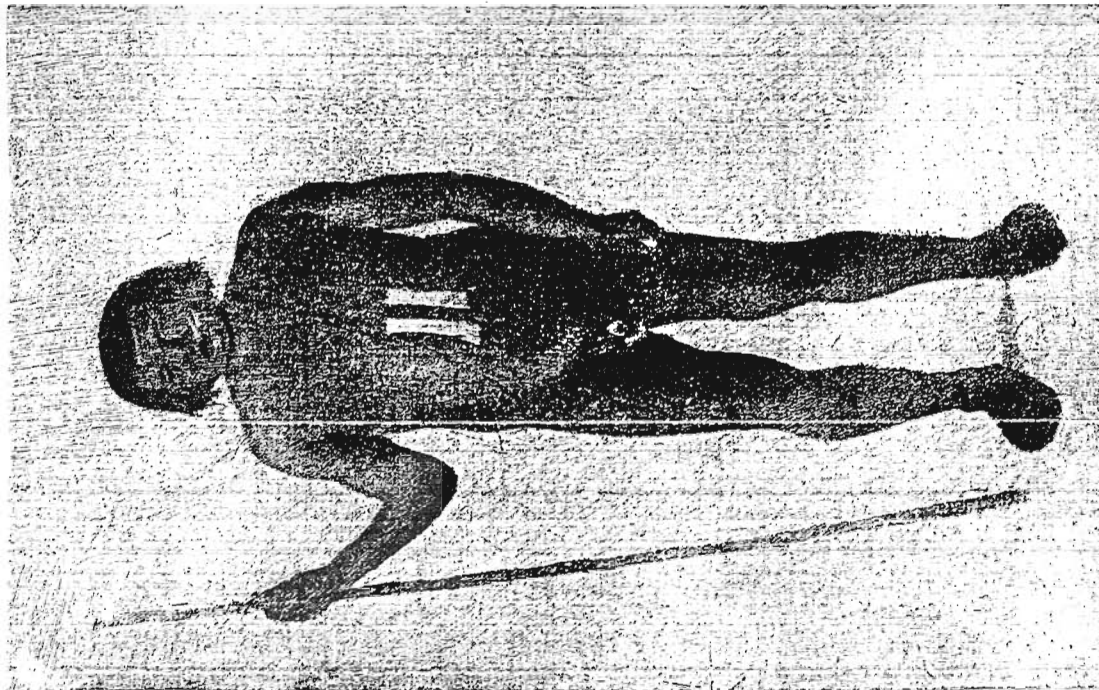


3.

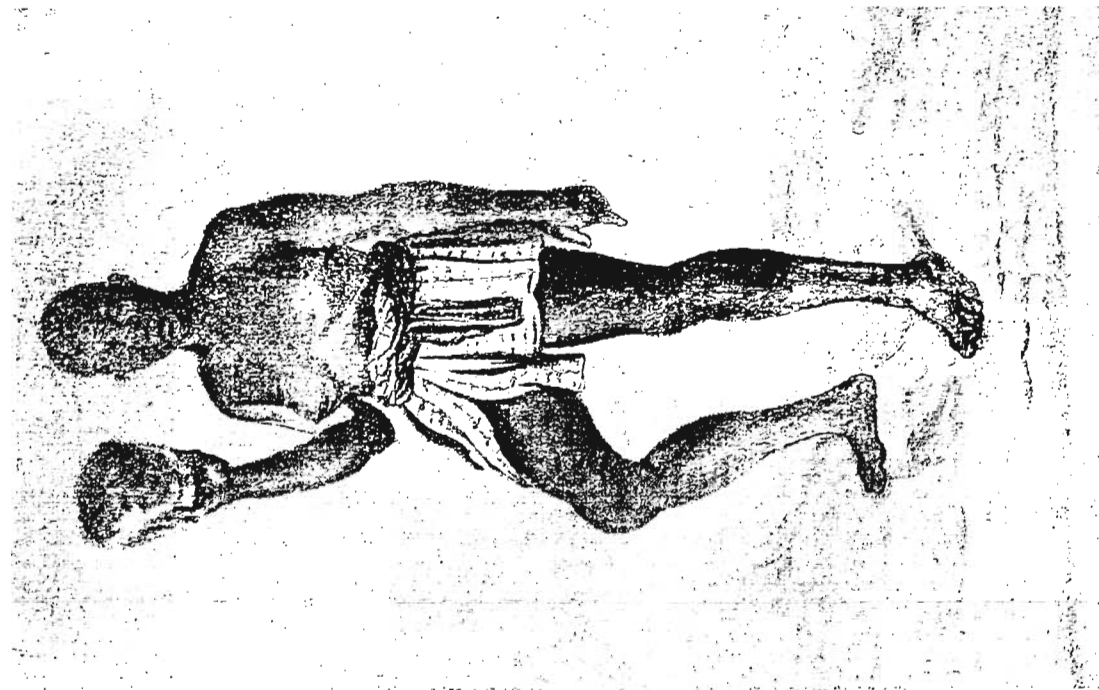


Aus dem:
Theatrum rerum naturalium Brasiliae. Tom. III.
Königl. Bibl. z. Berlin. Pictogr. A. 34.

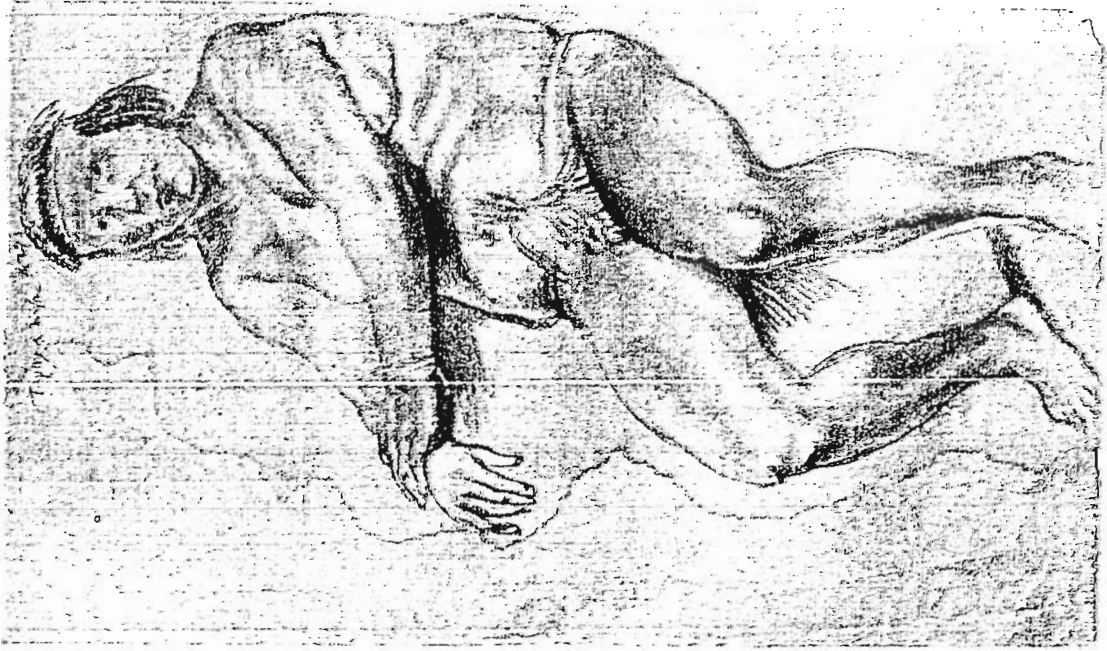
1.



2.



Aus dem:
Theatrum rerum naturalium Brasiliae. Tom. III.
Könlgl. Bibl. z. Berlin. Pictogr. A. 34.



Aus dem:
Theatrum rerum naturalium Brasiliae. Tom. III.
Königl. Bibl. z. Berlin. Pictogr. A. 34.